

18. Brüderlichkeit in Dienst des Werkes Gottes

Das, was die Regel im Kapitel 22 von der Gemeinschaft fordert, nämlich die Schläfrigen aufzurütteln, oder die Faulenzer, oder die, die zu ängstlich sind, um sich dem Tag und dem Leben zu stellen, das zeigt den tiefen Sinn der Brüderlichkeit, die der heilige Benedikt in den Gemeinschaften fördern will. Das offenbart auch den Grund, warum es monastische und christliche Gemeinschaften gibt. Es geht darum, sich gegenseitig zur Überzeugung zu verhelfen, dass das Schöne, das Positive im Leben, angefangen von der ersten Stunde des neuen Tages, der uns geschenkt ist, von Gott kommt, Gottes Werk ist. Somit wird von uns nur verlangt, dass wir aufstehen, um einem Geschehen der Gnade zu begegnen. Und dieses Geschehen ist vor allem die Begegnung mit dem gegenwärtigen Herrn, der in unserer Nähe ist und auf uns wartet. Er lässt zwischen sich und uns nur eine geringe Distanz, um unsere Freiheit zu erziehen. Denn unsere Freiheit muss entscheiden, ob wir wirklich dem Herrn begegnen und ihn machen lassen wollen. In den Klöstern des heiligen Benedikt gab es normalerweise einen direkten Zugang vom Dormitorium zum Oratorium. In den Zisterzienserklöstern des 12. Jahrhunderts können wir heute noch die Treppe sehen, die vom Dormitorium direkt in die Kirche führte. Man musste also nur wenige Meter und das erst noch abwärts überwinden. Das ist ein symbolischer Abstand, der zeigt, wie einfach es ist, ja zu sagen zur Begegnung mit Gott und zu seinem Wirken in unserem Leben.

Wie wichtig ist es, an den gemeinschaftlichen Beziehungen zu arbeiten, damit das Bewusstsein lebendig bleibt, dass das, was Gott tun kann und will, entscheidender und wirksamer ist als unser Grübeln und unsere Meinung über das, was wir tun müssen und was die andern tun können oder müssen! Oft verurteilt man einen Bruder, eine Schwester oder auch einen Oberen definitiv, indem man ihn kategorisch und unnachgiebig an dem misst, was er tut oder nicht tut, und man nicht mehr an das glaubt, was Gott immer erreichen kann. „Das ist eine Schlafkappe, es hat keinen Sinn ihn zu wecken, er wird sich nie ändern!“ So ungefähr denken die Mitbrüder, wenn sie zur Vigil gehen. Der heilige Benedikt dagegen verlangt eine einfühlsame Mahnung: *„invicem se moderate cohortentur – sie sollen sich gegenseitig behutsam ermuntern“* (RB 22,8); eine behutsame Ermunterung im Wissen und im festen Glauben an das Wirken Gottes, für den alles immer möglich ist, der immer alles neu macht, auch unser versteinertes Verhalten und besonders unsere versteinerten Urteile.

Gott kann nicht handeln, wenn unsere Urteile klassiert und in muffigen Archiven abgelegt sind. Denken wir an Jesus, der nach Nazareth kommt. Auch da hätte er gerne viele Wunder gewirkt. Aber seine Landsleute haben ihn bereits in das eingeordnet, was sie von ihm wissen, auch wenn sie über seine Weisheit und Wundertaten staunen. Sie sind unfähig, etwas Neues zu akzeptieren: „Ist das nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria und der Bruder von Jakobus, Joses, Judas und Simon? Leben nicht seine Schwestern hier unter uns? Und sie nahmen Anstoss an ihm und lehnten ihn ab“ (Mk 6,3). Ihr Urteil verschliesst sie für das Neue, das Gott immer wirken kann, und diese Verschlussheit der Herzen ist für Jesus ein Hindernis: „Er konnte dort kein Wunder tun; nur einigen Kranken legte er die Hände auf und heilte sie“ (Mk 6,5). Jesus kann nur da seine göttliche Macht zeigen, wo Menschen ihn

brauchen, wie die Kranken, wo Menschen es sich nicht leisten können, sich in abstrakten Urteilen einzusperren.

Auch in den monastischen Gemeinschaften will Benediktus, dass wir gegen Gedanken und Urteile kämpfen, durch die wir gegenseitig zum „Anstoss“ werden, die uns für die Mitmenschen zum Hindernis machen, so dass wir Gott nicht mehr das Unmögliche tun lassen.

Am Ende des Kapitels 7 über die Demut sagt der heilige Benedikt, dass die furchtlose Liebe zu Gott und die Ausdauer in der Tugend das ist, was Gott durch die Gabe des Heiligen Geistes in uns verwirklicht: „Dies wird der Herr an seinem Arbeiter, der von Fehlern und Sünden rein wird, schon jetzt gütig durch den Heiligen Geist erweisen“ (RB 7,70). Unsere Heiligkeit ist Werk Gottes; um sie zu erreichen, müssen wir uns vertrauensvoll Gott überlassen, der in uns wirkt durch seinen Geist. Das ist die Bedingung.

Deshalb verlangt der heilige Benedikt am Anfang seiner Regel, dass wir den Weg unserer Berufung beginnen wie jeden neuen Tag: mit der Bitte, Gott möge sein Werk in uns vollenden: „Vor allem, wenn du etwas Gutes beginnst, bestürme ihn beharrlich im Gebet, er möge es vollenden“ (RB Prol 4). Nichts Neues, nichts Gutes kann in uns entstehen, wenn es nicht sofort Gott, der es allein realisieren kann, anvertraut wird, wenn wir uns nicht selbst dem Wirken Gottes überlassen. Wie ich schon sagte: Wir müssen das Netz unserer Arbeit auf der rechten Seite auswerfen, da wo der Herr uns liebt und seine Allmacht zeigt.

So schreibt auch der heilige Petrus: „Alle aber begegnet einander in Demut! Denn Gott tritt den Stolzen entgegen, den Demütigen aber schenkt er seine Gnade (...). Der Gott aller Gnade aber, der euch in Christus zu seiner ewigen Herrlichkeit berufen hat, wird euch, die ihr kurze Zeit leiden müsst, wieder aufrichten, stärken, kräftigen und auf festen Grund stellen. Sein ist die Macht in Ewigkeit. Amen!“ (1 Petr 5,5b.10-11)

Der demütige Umgang unter uns, unter den Gliedern der Gemeinschaft, die Demut und Milde der Liebe Christi fassen auf dem Glauben, dass das Leben und die Berufung eines jeden von uns in der Hand Gottes ruht, dass Gott immer Wunder wirken kann und will und seine Kinder nicht fallen lässt, was auch immer geschieht und ungeachtet dessen, was wir sind.

Gott ist so mächtig, dass er sogar unsere Freiheit „wieder aufrichten, stärken, kräftigen“ kann. Wir dagegen, wir geben in unseren brüderlichen Beziehungen oft die Hoffnung auf Änderung derjenigen auf, die nicht so ihrer Berufung entsprechen, wie wir das wollten. Wir glauben nicht mehr daran, dass die Freiheit des „schläfrigen“, faulen, nachlässigen Mitbruders, oder des Bruders, der in andere Fehler sich verstrickt, vor allem in den Stolz, etwas anderes im Sinn haben kann als die eigenen Interessen, die eigenen Pläne. Auch an uns selber verzweifeln wir oft wegen der offenkundigen oder verborgenen Schwäche, an der wir leiden. Wenn man sich aber dem überlässt, was Gott vermag, dann ist unser Vertrauen nur dann echt, wenn wir auch glauben, dass er alles kann, absolut alles. Wie der Engel zu Maria sagte: „Für Gott ist nichts unmöglich“ (Lk 1,37).